

ROBERT PREIS

GOTTES PLAGEN

HISTORISCHER ROMAN

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Leonardo Magrelli, unter Verwendung
der Motive von [istockphoto.com/malerapaso](https://www.istockphoto.com/malerapaso),
[wikimedia-commons/gemeinfrei](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Commons:Gemeinfrei)

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Jana Budde

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1945-3

Historischer Roman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Für Leo Toifl, mit großem Dank für seine stets spannenden
Geschichten aus der Geschichte

*[1480 Umb uns Fraunta]g der [schie]ung sind hie zu
[Gr]a[tz gots plag drei] gewesen Haberschreckh
Türkn und [pestilentz] und yede so grosz dasz
[dem] Menschn unerhörlich ist got sey uns gndi.*

Inschrift im Landplagenbild, einem Fresko an der Südseite
des Grazer Doms. Es wird auch das Gottesplagenbild genannt.

*Vatter vnser du do bist in den himeln geheyliget werd
dein nam. Zu kum din reich. Dein wil der werd:
als im himeln vnd in der erd. Vnser teglich brot gib vns heut.
Vnd vergib vns vnser schuld: als vnd wir vergeben
vnsern schuldigern. Vnd fúr vns nit in versuchung:
sunder erloefß vns von den vbeln Amen.*

Aus der ersten gedruckten Bibelübersetzung von Johannes Mentelin,
wahrscheinlich Straßburg 1466

PROLOG

1485, Graz, Residenzstadt des Heiligen Römischen Reichs

Das große Tuch fiel wie der Vorhang eines Theaters, und zum Vorschein kam das Grauen dieser Welt.

Hässlich verstümmelte Opfer taumelten zwischen brennenden Gebäuden. Mit Fackeln, Ruten und Steinen wehrten sich Verzweifelte gegen riesenhafte Heuschrecken, haufenweise wurden Leichen verscharrt, und die Heerscharen fremdartiger Krieger steckten Dorf um Dorf in Brand und hinterließen schreckliches Leid.

Nichts wirkte tröstlich.

Nicht einmal Gottes erleuchtende Strahlen, die alles Unbill in ihrem irisierenden Licht auflösen wollten. Sie wirkten ganz im Gegenteil eher wie todbringende Blitze.

Und all die Engel an seiner Seite, sogar der Papst als Gottes Stellvertreter, sie alle starrten nur vom Himmel herab und schienen gebannt von der obszönen Brutalität, mit der ihre Botschaften von Nächstenliebe und Gottesfurcht beantwortet wurden. Denn auf Erden herrschte das reinste Chaos, welchem der Himmel nur mit fassungsloser Abscheu begegnen konnte.

Ein immerwährender Schrecken, dem etwas Endgültiges, etwas Unausweichliches anhaftete.

Deshalb diese flehenden Bitten, die über den Bildern geschriebenen Worthülsen der Menschen, die geradezu um Beistand und ein Ende allen Leids *bettelten*. Um das Ende aller Plagen.

Thomas Artula, den viele nur als Thomas von Villach kannten, stand klopfenden Herzens vor der Südseite der Grazer Ägidiskirche und harrete betreten der Reaktionen der Schaulustigen.

Mit belegter Stimme verkündete er: »Dieses Fresko trägt den Namen Gottesplagenbild. Es schildert unser Grauen, und

es fleht um göttlichen Beistand. Möge es uns beschützen und kommenden Generationen eine Warnung sein.«

Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, bis der bereits fast siebenzigjährige Kaiser Friedrich III. schließlich ächzend auf die Knie sank und sein Haupt hinter den gefalteten Händen verbarg. Der einfache Mantel, den er sich übergeworfen hatte, war scheckig vom Staub, die schwarzrandigen Nägel seiner beringten Finger ragten unter den Ärmeln der weit ausgeschnittenen Tunika hervor. Das strähnige graue Haar fiel dem Monarchen lose auf den Hermelinkragen, seine Krone saß schief am Haupt, da er sich ständig die Wanzen von der Kopfhaut kratzen musste.

Die Mönche zu seiner Linken gehörten dem Orden der Franziskaner an, die in ihren braunen Kutten, die von mit drei Knoten versehenen Kordeln um die Hüften eng geschnürt waren, schmächtiger und einfacher aussahen als die Landstreicher vor den Stadtmauern. Es waren bleiche Männer mit Tonsuren, deren Gesichtszüge ausgemergelt und kantig wirkten.

Zur Rechten des Kaisers verharrten die Dominikanermönche mit ebenso ernsten, versteinerten Mienen. Sie trugen die traditionellen weißen Habite, über die sie schwarze Chormäntel geworfen hatten.

Weder die Mitglieder des einen noch jene des anderen Ordens hatten Anstalten gemacht, dem greisen Kaiser auf die Knie zu helfen. Seine knackenden Gelenke und sein verbittertes Antlitz sahen sie als das Mindestmaß an Leidensfähigkeit an. Auch sie versteckten ihre Häupter nun hinter den gefalteten Händen und skandierten schließlich inbrünstig und gleichsam lautstark wie der Kaiser das Paternoster.

Erst nach und nach fielen auch die Umstehenden auf die Knie und stimmten unsicher grummelnd in den Chor ein. Kaum jemand aus dem einfachen Volk war des Lateinischen mächtig, und ein vollständiges Gebet fehlerfrei aufzusagen war ohnehin niemandem möglich. Zudem waren die Leute noch immer fasziniert davon, dass der Kaiser tatsächlich unter ihnen war, denn üblicherweise hielt dieser nicht allzu viel von Volksnähe und blieb meist unsichtbar hinter den dicken Mauern seiner Burg.

Ganz hinten gingen die Schaulustigen nicht einmal in die Knie; wenigstens bekreuzigten sie sich immerfort und starrten auf die Hinterköpfe der hohen Damen und Herren.

Nach dem Paternoster räusperte Thomas Artula sich und begann mit lauter Stimme zu erklären, was das große Tuch da freigegeben hatte, was dieses verstörende Bild eigentlich darstellen sollte. Es handle sich um ein Inferno, das sich den Menschen darbiere, ein Schlachtfeld, das vom Bösen heimgesucht werde wie nichts zuvor. Und dieses Schlachtfeld sei ihre Welt, Steier, Graz, ihr aller Lebensumfeld.

Ganz oben auf dem Gemälde war die Heilige Dreifaltigkeit zu sehen, Gott, der Sohn und der Heilige Geist. Aus Gottes Herz brachen drei Blitze aus, die mit Spruchbändern versehen waren. Maria und Johannes der Täufer fingen mit einem Tuch ein weiteres Blitzbündel auf, Gnade und Erbarmen wurden erbeten. Sämtliche Engel und Erzengel hatten sich versammelt, und an der Seite des Allmächtigen harrten dessen legendenhafte Begleiter, die überirdischen Wesen Cherubim und Seraphim, der Dinge.

Der irdische Bereich des Freskos wurde vom Papst angeführt; der heilige Franziskus und der heilige Dominikus flankierten den obersten Hirten. Darunter waren die Plagen und Leiden der Menschen in wüste Bilder gegossen worden. Türken, die grausame Verstümmelungen hinterlassend durchs Land zogen, Pestkranke, die wie abscheuliche Fratzen der Verwüstung folgten, und schließlich Heuschrecken, die das letzte bisschen Hoffnung von den Feldern fraßen.

Beim Betrachten des Gemäldes bekreuzigten sich die Schaulustigen immer wieder, einige schluchzten, da die Bilder Erinnerung wachriefen, die sie erfolgreich verdrängt hatten.

Später würden sie erzählen, auch der Kaiser, dieser gemütsarme, am Leid der Untertanen stets uninteressierte Herrscher, habe eine Träne vergossen, als er das Bild zu Gesicht bekommen habe. Man würde sich auch erzählen, dass ein Seufzen durch die Menge gegangen sei und ein Jammern und Klagen eingesetzt habe, als habe man gehofft, der Herr im Himmel würde seine

Augen nun endlich auf Graz richten, diese Stadt, die ihm ein Bild gewidmet hatte, in der Hoffnung, alle Plagen, alles Leid würde nun vertrieben sein.

Kaiser Friedrich wandte sich um und schaute kühl auf sein Volk hinab. Wolken veränderten das Tageslicht, und Friedrichs Haar hatte nun die Farbe schmutzigen Schnees angenommen, seine Augen schimmerten seltsam farblos und blass. Seine lange Nase war derart gekrümmt und das Kinn so mürrisch nach vorn gereckt, dass es niemanden verwundert hätte, hätten die beiden sich berührt.

Der greise Monarch, ein großer, dünner Mann, stand gebeugt vor der Menge, und nun wurde es bis hinunter zum Judenviertel und auf der anderen Seite bis zur Gasse der Sporer ganz still. Sogar die Beutelschneider hielten inne, und die Stadtwachen versuchten, so leise wie möglich die Standbeine zu wechseln, um durch das Scheppern und Schaben ihrer Rüstungen niemanden zu verärgern. Alles hing nun an den Lippen des Kaisers.

Friedrich raunte: »*Deus, miserere nobis.*«

Es hatte zunächst den Anschein, als wollte er sich mit diesen Worten sogleich umdrehen und fortmarschieren, doch als würde er in diesem Moment gewahr, dass sich die Leute mehr von ihrem Herrscher erwartet hatten als eine lateinische Phrase, gab er sich einen Ruck und schickte die Übersetzung hinterher. »Gott, erbarme dich unser!«, rief er fast trotzig. »Möge dieses Werk des Thomas von Villach unsern Herrgott besänftigen. Möge es uns beschützen, und möge es kommende Generationen darüber unterrichten, wie sehr wir gelitten haben.«

Als er sich schließlich abrupt umwandte, hörten die ersten Reihen noch, wie Kaiser Friedrich »Das genügt« sagte, während er mit weiten Schritten den kleinen Platz Richtung Burg verließ.

Die Franziskaner und Dominikaner senkten ihre Häupter und ließen sich in ihren Mienen nicht anmerken, ob sie das Verhalten des Monarchen missbilligten oder sogar schätzten. Lautlos schlichen sie ihm nach.

Thomas Artula verbeugte sich tief, auch wenn er sich kei-

nen Reim darauf machen konnte. War sein Auftraggeber nun zufrieden mit seinem Werk oder nicht?

Als die Obrigkeit den Platz verlassen und das Bild von Stadtwachen flankiert zurückgelassen hatte, strömte die Masse heran. Jeder wollte es sehen und manche auch den Künstler, den sie am Rock berührten und dabei »Gott segne Euch« murmelten.

Ganz hinten im Geschehen stand ein Mann, dessen Gesicht von einer Kapuze bedeckt war, als plötzlich eine Stimme an seiner Seite knurrte wie die eines schnarchenden Untiers: »Hast du heute das Bild des Kaisers in der Kirche gesehen? Das, das ihn als den heiligen Christophorus darstellt?«

»Was? Nein.«

»Dann wirst du heute sterben.« Und nach einer effektvollen Pause: »»De aere nigro.««

Der Mann schrak hoch, stieß den Fremden zur Seite und drängte sich durch die Menschenmenge. Dann lief er um sein Leben.

I

Die Flucht der letzten Königin

Juni 1463, Jajce im Königreich Bosnien

Im Morgenlicht schimmerte silbriger Tau auf den Bäumen der Ebene.

Nebelwolken zogen in kleinen Gruppen durch das Unterholz, das die Lichtung umgab. Es hatte in der Nacht geregnet und roch nach feuchtem Moos. Ein Morgen wie aus den alten Geschichten. Und doch lag in seinem Zauber bereits eine finstere Ahnung vom nahenden Tod.

Helena kroch neben Haris durchs Laub. Eingehüllt in braune Umhänge aus grobem Leinen, die Köpfe mit Kapuzen bedeckt, näherten sie sich dem Rücken einer Böschung.

Behutsam schob Helena einige Zweige beiseite. Die Flügel ihrer Nase bebten, ihre Unterlippe zitterte.

Ihr Begleiter war ein riesenhafter Kerl, dem zwei schwarze Zähne aus dem Mund ragten wie die Türme einer vermodernden Burg. Seine Stirn warf tiefe Falten, und die dichten Augenbrauen verdeckten die Lider, von denen eines von einer hässlichen Narbe verunstaltet war.

Die beiden blickten auf eine Lichtung hinab, die von drei Seiten von dichtem Wald umgeben war, der Fluss Vrbas grub sich vor ihnen tief ins Gelände und rauschte in Richtung Südosten. Sie lagen im dichten Unterholz des Waldrands am Ufer des Flusses, vermeintlich sicher und doch so nah.

Hinter den Wäldern im Südwesten waren die Mauern der Festung von Jajce zu sehen. Sie glaubten dort Gestalten auszumachen, die ebenso verstohlen auf die Lichtung blickten wie sie selbst. Die Banner flatterten in einer leichten Brise, zeigten sechs gelbe Lilien auf blauem Grund, diagonal unterbrochen von einer geschwungenen grauen Linie, die mit Kreuzen gespickt war.

Kreuze.

Wolkenhaufen spielten harmlos am Himmel. Wenn man sie länger betrachtete, konnten die Gebilde an Gesichter erinnern. Etwa an einen alten Mann mit weißem Rauschbart, der mahnend hinabstarrte. Ob Gott sie in diesem Augenblick tatsächlich beobachtete? Doch das Wolkengebilde verwischte seine Züge wieder und scherte sich nicht um die Tragödien, die sich auf der Erde abspielten.

Als wollte auch er das Drama nicht unterbrechen, schien sogar der Vrbas sein unablässiges Rauschen einzustellen und für eine Weile zu verstummen. Die flehenden Stimmen der Geschundenen drangen nun von der Lichtung bis an den Waldesrand. Eine Gruppe von fünf, sechs Männern wurde in die Mitte des Wiesenfeldes gedrängt. Sie stolperten über ihre eigenen Beine, schluchzten, fielen auf die Knie. Die aufgerissenen Kleider, das Blut an ihren Körpern – auf die Entfernung hin waren ihre Verletzungen bestenfalls zu erahnen.

Nun waren auch das Klirren und Scheppern der Waffen an den Gurten der Hundertschaft, die die Männer umringte, weit hin hörbar. Ein auf den ersten Blick bunter Haufen, den die rot-schwarz-weißen Fahnen, die manche von ihnen trugen, einten. Sie brüllten einander Bemerkungen zu, einige deuteten auf die Gruppe der Flehenden, was wiederum andere zum Lachen brachte. Sie wirkten wie eine Räuberbande, die sich zufällig gefunden hatte. Und zufällig auf Opfer gestoßen war.

»Es sind Akindschis«, hauchte Haris. Eine Feststellung, die keiner weiteren Erklärung bedurfte. Und als hätte er damit das Schicksal der Männer auf der Lichtung besiegelt, schimmerte die Morgensonne noch einmal unbeschwert übers kniehohes Gras, als ein Säbel aufblitzte und dem ersten der Gefangenen den Hals aufriß. *Nichts* geschah hier zufällig.

Während die Stimme des Ermordeten für immer verebbte, wurde das Klagen der anderen noch herzzerreißender. Wieder ein Säbel. Und wieder Blut. Einer nach dem anderen endete als kopfloser Torso, bis nur noch ein Mann am Boden kniete und zitternd seine Arme hob. Stjepan ... Helena schluckte. Sein Flehen richtete er an einen Reiter, der sein nervöses Pferd um

ihn herumtrieb, als wollte er den Todgeweihten noch einmal von allen Seiten betrachten.

Das Zaumzeug klimperte. Der Reiter trug einen hohen weißen Turban, steckte in einem schwarzen Kettenhemd und in weiten blauen Hosen, die in rote Schaftstiefel mündeten. Er trug einen ebenso roten Umhang, der über die Hüften des gedrunge-
nen Streitrosses fast bis an den Boden reichte. Ein Oberlippenbart umspielte die Mundwinkel, eine Bartinsel akzentuierte sein Kinn, und auch in seiner Hand blitzte eine gekrümmte Klinge im Sonnenlicht.

Selbst auf diese Entfernung hin war unschwer zu erkennen, dass es sich um einen Bey, den Anführer einer räuberischen Bande, die dem osmanischen Heer vorauselte, handelte. Das gemeine Volk nannte diese marodierenden Truppen »Renner und Brenner«, weil sie genau das taten: übers Land stürmen und alles niederbrennen, Angst und Schrecken verbreiten. Aber was machten die Akindschi so weit im Norden?

Helena zitterte, schluchzte auf, und augenblicklich schnellte die Hand ihres Begleiters vor.

»Nicht«, zischte Haris. »Bitte. Keinen Laut. Nicht schreien. Wir sollten uns das nicht ansehen.«

Trotzig schlug sie die Hand aus ihrem Gesicht und warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Sie schüttelte den Kopf und machte keine Anstalten, sich zurückzuziehen.

Stjepan wurde auf der Lichtung nun an den Haaren auf die Beine gezerzt. Seine Schmerzensschreie klangen spitz und hell und echoten durch das Tal. Das Pferd des Bey näherte sich ihm. Der Klang einer Ohrfeige schallte bis zu ihnen in den Wald. Stjepan weinte, bot Münzen und Gold. Er bot seine gesamte Festung und die Stadt Jajce mit allem, was in ihr lebte. Und schließlich zeigte er auch noch in Richtung der im Dickicht Verborgenen, in Richtung des Waldes, aus dem Helena und Haris fassungslos auf die Lichtung starteten. Er würde alles tun, wenn sie nur sein Leben verschonten.

»Dort!« rief er. »Nehmt sie. Nehmt meine Frau. Sie ist ein Schatz, der Euch reich macht. Sie sind in diese Richtung gerannt.«

Offenbar spielte er auf die weithin bekannte Gier der Akindschi an, die von Beutezügen lebten und Sklavenhandel betrieben.

»Und ich ...«, rief er weiter, als würde er sich seines eigenen Wertes als Lebender entsinnen, »... ich bin doch auch kostbar. Ihr könnt mich eintauschen. Gegen viele Dörfer. Gegen viele Leben.«

Der Wind wehte den beiden heimlichen Beobachtern diesen Verrat deutlich entgegen. Doch die grobschlächtigen Akindschi verstanden anscheinend kein Wort, ansonsten hätten sie wohl reagiert und sofort einen Trupp in besagte Richtung losgeschickt. Mit ihren legendär schnellen und ausdauernden Pferden hätten sie sie rasch eingeholt.

Der Bey machte eine Handbewegung, und Stjepan wurde wieder vornüber auf die Knie gerissen. Dieser gab nun nur noch Hilferufe und Stoßgebete von sich. Sein Kopf kam auf einem Baumstumpf zum Liegen. Einer der Akindschi hielt ihn an seinem langen Haar fest, ein anderer drückte seine Knie auf den Boden, ein dritter hob seinen Säbel. Das Wimmern und Klagen war mittlerweile ein unerträglicher Singsang geworden. Wieder blitzte eine Waffe im Morgenlicht auf, und einen Herzschlag später rollte der Kopf des letzten bosnischen Königs, Stjepan Tomašević, über den Waldboden.

Drei Dinge wurden Helena in diesem Augenblick bewusst: Die Krähen, die, seit sie auf die Böschung zugekrochen waren, verstummt waren, kreischten wieder auf. Aufgeregt krächzte das nachtschwarze Federvieh durcheinander, als hätte es etwas gesehen, das es umgehend weitererzählen musste.

Die Nachricht von Stjepans Tod würde sich tatsächlich wie ein Lauffeuer im Land verbreiten. Ein Königreich war soeben untergegangen. Ein kleines, kurzweiliges Königreich.

Auch der Vrbas schien seinen Stromschnellen nun wieder freien Lauf zu lassen. Und dann registrierte Helena auch, dass in einem Waldstück auf der anderen Seite des Tals weitere Pferde aufgetaucht waren. Eine Gruppe ganz in Schwarz gerüsteter Reiter auf ebenso schwarzen Rössern war aus dem Dickicht

geschritten und hatte die Hinrichtung tatenlos beobachtet. Als Stjepan die Hand in Helenas und Haris' Richtung gehoben hatte, hatten sich auch die schwarzen Reiter ihnen zugewandt, und Helena konnte dem unbändigen Drang, die Beine in die Hand zu nehmen und zu fliehen, kaum noch widerstehen.

Zuvor sah sie aber noch einmal auf den kopflosen Körper, aus dessen Hals eine Blutfontäne im Takt des immer schwächer werdenden Herzschlags schoss. Einer der Akindschi stieß ihn mit dem Fuß an, der Körper sackte auf die Seite und verschwand im hohen Gras.

Die Krieger wandten sich ab, stiegen wieder auf ihre Pferde und ritten auf Jajce zu. Helena konnte nicht erkennen, ob sie Anstalten machten, dem Verrat Stjepans Folge zu leisten und ihre Spur aufzunehmen. Aber selbst wenn sie es vorhatten, müssten sie zunächst nach Jajce zur Brücke über die Pliva, die kurz darauf in einem Wasserfall in den Vrbas mündete. Ein Umweg, der ihnen ein paar Stunden Vorsprung brachte. Vielleicht sogar einen halben Tag.

Die geheimnisvollen Männer auf den schwarzen Pferden, die von den Akindschi offenbar nicht bemerkt worden waren, ritten indes am Waldrand entlang Richtung Norden, machten einen weiten Bogen um das Tal. Sie würden sie wie die räuberische Vorhut des osmanischen Sultans erreicht haben, noch bevor die Sonne am Zenit stand – nur eben von der anderen Seite. Helena schnappte nach Luft und setzte sich rückwärts kriechend in Bewegung.

»Schnell« zischte sie Haris zu. »Wir müssen fort von hier.« Ob sie dabei Geräusche machten oder nicht, hörte sie nicht. Ihr Herz schlug ihr bis zu den Ohren. Sie vernahm nur die Stimme ihres Begleiters.

»Es tut mir leid. Es tut mir so leid.«